

3.

Er musste weg.

Er musste.

Der bloße Gedanke ließ ihn schauern, aber es führte kein Weg daran vorbei.

Er hatte geglaubt, vollkommen richtig zu liegen, als er ihn nahm. Er dachte, er habe endlich den einen Richtigen gefunden. Jung, gut aussehend, athletisch, strotzend vor Vitalität und zu fast allem bereit.

Es war seine eigene Schuld, das wusste er. Er hätte es besser wissen sollen, als einen Läufer auszuwählen. Läufer brauchten Platz, sonst wurden sie verrückt. Wenn er ihn noch länger hier hielt, würde der Junge völlig durchdrehen, würde körperlich und seelisch erkranken.

Wenigstens das würde ihm jetzt erspart bleiben.

Über die Methode hatte er immer wieder nachgedacht, hatte sich das Hirn zermartert, welches die barmherzigste und schnellste Art und Weise war. Die Kugel gewann jedes Mal. Bei Hinrichtungen hielt man tödliche Injektionen offenbar für den humansten Weg – aber im Vergleich zu was? Festgeschnallt und geschmort zu werden?

Er konnte natürlich Dim Mak benutzen, die tödliche Berührung, todbringend und schnell, wenn man es richtig machte – und er hatte Talent genug und war gut genug ausgebildet. Aber der Junge würde sich womöglich wehren, würde vielleicht kämpfen, und dann würde alles so hässlich werden, und das wollte er nicht. Ganz und gar nicht.

Er hatte dem Essen des Jungen vorher schon manchmal Drogen beigemischt, um ihn auszuschalten, wenn es nötig war. Aber weil der Junge so unregelmäßig aß, konnte er nie sicher sein, ob er genügend Sedativum geschluckt hatte, dass es ihn umhaute. Und überhaupt – er war kein Apotheker, er konnte alle möglichen Fehler machen ...

Daher musste es schließlich und endlich doch die Kugel sein.

Im Dunkeln, damit der Junge es nicht kommen sah, und idealerweise – für sie beide – während er schlief. Er würde einen Schalldämpfer benutzen, für alle Fälle, obwohl das natürlich unnötig war.

Niemand konnte etwas hören.

4.

Es war am Samstag, den 13. Mai, eine Woche vor den Examen und dem Ende des Frühjahrssemesters. Ich war gut gelaunt und gerade im Begriff, meinen Töchtern, die jeden Augenblick von ihren arbeitsamen Vormittagen nach Hause kommen würden, Mittagessen zu machen, als plötzlich das Telefon klingelte.

»Jake, hier spricht Stu Cooper.«

Die Anspannung in seiner Stimme fiel mir sofort auf. Ich kannte Stu, seit er vor sechzehn Jahren Fran Gottlieb geheiratet hatte, eine alte Schulkameradin aus alten Zeiten in New Jersey. Stu ist ein Typ, der fast immer gut drauf ist, und er ist verrückt nach Fran und ihrem Sohn Michael, genannt Mikey.

Dieser Anruf jedoch brachte schlechte Nachrichten.

»Mikey ist verschwunden, Jake«, sagte Stu.

»Wie lange schon?«, fragte ich.

»Seit einem Monat.«

Ein Monat? Wie lange war es her, verdammt noch mal, seit wir zum letzten Mal miteinander gesprochen hatten?

»Was ist passiert, Stu?« Ich schüttelte das schlechte Gewissen ab.

»Er ist am 14. April verschwunden.« Stus Stimme begann zu zittern. »Und niemand tut etwas.«

»Wie meinst du das?« Ich war verwirrt.

»Genau so, wie ich es sage.« Der Mann war den Tränen nahe.

»Ist Fran da?«

»Ja. Aber sie kann nicht ans Telefon. Wenn du denkst, dass es mir beschissen geht, hast du keine Vorstellung, in welcher Verfassung sie ist.« Stu hielt kurz inne, um sich zu räuspern und sich zusammenzureißen. »Deshalb rufen wir an, Jake. Wir brauchen jemanden, der uns hilft.«

Ich schloss die Augen und versuchte, mir meine Pläne für den Rest des Wochenendes in Erinnerung zu rufen. Heute war es hoffnungslos, aber morgen ...

»Ist morgen früh genug?«, fragte ich.

Ich brach am frühen Sonntagmorgen auf und fuhr nach Nordosten aus der Stadt, Richtung Hartford. Dann nahm ich den Mass Turnpike nach Boston. Es gibt schönere Strecken, aber ich war nicht in der Stimmung für Umwege. Der fünfzehnjährige Sohn von Freunden wurde vermisst. Meine ältere Tochter, Rianna, ist ebenfalls fünfzehn, ihre Schwester Ella erst neun. Ich Sorge mich ununterbrochen um sie. Welcher Vater würde das nicht tun?

Als Simone noch bei uns war, konnten wir uns die Last wenigstens teilen – nicht dass Teilen die Ängste wirklich kleiner macht. Ich erinnere mich an Nächte früh im Leben der Mädchen, in denen ich mit panischem Schrecken aufwachte und ins Kinderzimmer rannte, um nachzusehen, ob die Babys atmeten – nur um festzustellen, dass Simone mir zugekommen war. Ich weiß noch, wie wir an der Wiege wachten, sie anschauten, lauschten, stillen Dank sagten und einander umarmten.

Ich erinnere mich ganz deutlich daran.

Wir lebten damals in einem wundervollen alten Schindelhaus in Madison, ganz in der Nähe des Strandes. Wir hatten es an irgendeinem Wochenende gemeinsam entdeckt, kurz nachdem ich erfahren hatte, dass ich die Stelle in New Haven hatte. Simone war wegen des Umzugs von Albany nach Connecticut ebenso unbekümmert wie wegen des vorherigen Durcheinanders, als meine Arbeit im Büro des Bundesstaatsanwalts uns von New York City nach Norden geführt hatte. Die Nähe zum Meer, sagte sie, wäre wundervoll für Rianna – damals sechs – und das neue Baby, wenn es da wäre. Und sie hatte Recht, es war wundervoll, für die Mädchen und für uns. Dort gründete Simone – deren große Leidenschaft das Kochen war – ihren Party-Cateringservice, der ihr großen Erfolg und uns viele neue Freunde in der Stadt brachte.

Er brachte ihr auch den Tod bei einem Autounfall drei Jahre später, als sie es während eines Unwetters eilig hatte, ein vorgekochtes Abendessen für sechs Personen zu den Kunden zu bringen.

Damals lernte ich, dass es Anrufe gab, die sehr schlechte Nachrichten bedeuteten.

Die Coopers lebten außerhalb von Boston, in Brookline. Beschäftigt mit Arbeit und Kindern, wie wir alle es in diesen rasch vorüberfliegenden Tagen zu sein scheinen, hatte ich sie in den Jahren seit Simones Tod nur etwa fünfmal gesehen. Meistens hatten wir uns zum Mittag- oder Abendessen entweder in New Haven oder Boston getroffen und

die wichtigsten Neuigkeiten ausgetauscht. Simones Sohn Michael war ich zweimal begegnet, seit er ein Teenager war, und hatte ihn als warmherzigen, liebenswürdigen, gut aussehenden Jungen kennen gelernt. Es war nur eine Frage der Zeit, da waren Fran und ich uns einig, bis er zum Herzensbrecher werden würde und auch selbst erfahren würde, was Liebeskummer heißt.

Aber diese Art von Herzschmerz hatten wir ganz sicher nicht im Sinn gehabt.

Das Haus der Coopers war schlicht und gemütlich, ein echtes Familienheim. Ich dachte an das eine Mal, als wir alle zusammen hier gewesen waren und im Garten gegrillt hatten. Die Kinder hatten einen Riesenspaß gehabt. Wir Erwachsenen mussten sie bloß von den glühenden Kohlen fern halten und waren ansonsten rundum zufrieden mit unserem Essen, ein paar Bierchen und der netten Gesellschaft.

Fran war ein Rotschopf mit fröhlichen haselnussbraunen Augen, und Stu brachte sie oft zum Lachen.

Heute lachte niemand.

»Erzählt«, sagte ich, nachdem Stu und ich uns kurz umarmt hatten und ich die weinende Fran in den Armen gehalten hatte. Sie war schrecklich dünn geworden.

Wir saßen im Wohnzimmer, wo neben zahlreichen Familienfotos und Erinnerungsstücken Stus Golfpokale und Michaels Leichtathletik-Trophäen standen.

Stu übernahm das Sprechen. Am Freitag, den 14. April, hatte Mikey seine Tasche gepackt, um das Wochenende bei seinem besten Freund Steve Chaplin zu verbringen. Dort war er niemals angekommen.

»Und weil er eine Tasche gepackt hatte«, sagte Stu, »geht die Polizei davon aus, dass er von zu Hause weglaufen wollte.«

»Jugendliche laufen ständig davon.« Schon während ich diese Worte aussprach, wusste ich, dass es verkehrt gewesen war. Deshalb war die Bemerkung aber nicht weniger zutreffend. Michael Cooper war ein Teenager. Auch wenn er mir beim letzten Mal, als ich ihn gesehen hatte, wie ein sorgloser, fröhlicher Junge erschienen war, konnte er sich durchaus geändert haben. Diese Testosteron-Wallungen in der Pubertät haben schon so manchen reizenden Jungen in einen Rabauken verwandelt und so manche Eltern die Geduld verlieren lassen.

»Michael würde niemals davonlaufen«, sagte Stu. »Die Polizei fragte uns immer wieder, ob wir Probleme mit ihm hatten. Und da haben wir den großen Fehler gemacht, ihnen die Wahrheit zu sagen – dass wir natürlich über manche Dinge gestritten haben. Welche Familie tut das nicht?«

»Hattet ihr auch an diesem Tag über irgendwas gestritten?«, musste ich sie fragen.

»Nein«, antwortete Stu bedrückt. »Nichts Ernstes ... nichts Besonderes.«

»Aber die Polizei will das partout glauben«, sagte Fran. »Und die glaubt es immer noch, nach vier Wochen.« Ihre Augen waren rot und nass vor Tränen. »Mikey wollte bei den Chaplins übernachten. Deshalb hat er seine Tasche gepackt, nicht weil er davonlaufen wollte. So etwas würde er uns niemals antun.«

Ich musste ihr Recht geben: Das war unwahrscheinlich.

»Keiner hört uns richtig zu«, sagte Fran. »Sie sagen, es gäbe keine Beweise, dass Mikey etwas Schlimmes zugestoßen sein könnte, aber das ist nicht wahr.«

Stu beugte sich vor; der Blick seiner braunen Augen war intensiv und voller Schmerz. »Ein paar Wochen, bevor er verschwand, geschah etwas Seltsames. Jemand schickte ihm ein Geschenk – anonym.«

»Was für ein Geschenk?«

»Eins dieser schrecklichen Computerspiele, die Kinder so lieben.« Fran rümpfte die Nase. »Ein Spiel, das Mikey schon hatte.«

»Allerdings war es eine Art Sonderausgabe«, fügte Stu hinzu.

»Welches Spiel war es denn?«, fragte ich, da ich dank meiner fünfzehnjährigen Tochter ein wenig über das Genre wusste.

»Limbo«, antwortete Fran mit sichtlichem Widerwillen.

»Ich habe davon gehört«, sagte ich, »obwohl ich nicht glaube, dass ich es bei Rianna gesehen habe.« Sie schien Sportspiele am liebsten zu mögen, zumindest zu Hause, aber ich hatte so eine Ahnung, dass sie bei Freunden manchmal auch etwas anderes spielte.

»Es lag eine Nachricht dabei«, kam Stu auf das eigentliche Thema zurück. »Ohne Unterschrift. Darin stand, der Absender wisse, dass Michael bereits als ›Limbo-Master‹ gelte, aber vielleicht gefiele es ihm, die Luxusausgabe zu besitzen.«

»Master?«, hakte ich nach.

»Irgendeine Rangliste der besten Spieler«, erklärte Stu. »Außerdem stand in der Nachricht, dass der Absender Michael beim Laufen beobachtet hatte ...«